

Europa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

Georg Schmidt

Im 17. Jahrhundert war »Europa« keine Selbstverständlichkeit – weder geographisch, noch kulturell, noch politisch. Europa war als antiker Mythos, als den anderen überlegener Erdteil oder als Hort der Zivilisation eine intellektuell-künstlerische Abstraktion¹. Nicht einmal Geographen waren sich im 17. Jahrhundert darüber einig, wo Europa endete und Asien begann. Die Uralgrenze verfestigte sich erst im 18. Jahrhundert. Im Süden, Westen und Norden bildete das Meer zwar eine natürliche Grenze, doch Skandinavien und das Eismeer rückten erst in der Neuzeit ins europäische Bewusstsein, der Balkan und Griechenland gehörten zum muslimischen osmanischen Reich und das neu entdeckte Amerika war kulturell ein Teil Europas².

1. Ein virtueller Rahmen

Der Horizont der meisten Menschen endete auch im 17. Jahrhundert nicht an den Grenzen der Gemarkung, des städtischen Mauerringes oder der eigenen Provinz. Doch das Fremde und Andere, von dem sie lasen oder hörten, das ihnen begegnete oder über sie hereinbrach, konnten sie nur gemäß ihren Vorkenntnissen, Erfahrungen und Interessen verstehen. Die wahrgenommene Differenz trug jedoch dazu bei, das Eigene präziser zu fassen und abzugrenzen. Dies galt für die gesellschaftliche Elite ebenso wie für den gemeinen Mann und seine Frau. Fremde wurden anhand eines binären Codes mit vielen Stufungsmöglichkeiten taxiert: gut / böse, arm / reich, selbstständig / abhängig, heimisch / fremd, sesshaft / fahrend, katholisch / evangelisch, lutherisch / reformiert, christlich / mosaisch oder muslimisch, deutsch / ausländisch etc. Die Einschätzungen basierten vorrangig auf kollektiven, mit anderen geteilten Zuschreibungen, die angeblich Nationen und Völker unterschieden: Die Deutschen tendierten demnach zur Trunksucht, die Franzosen zum Leichtsinne, die Spanier zum Hochmut, die Italiener zur Hinterhältigkeit³. In Deutschland galten die Franzosen zudem als hitzig und unbeständig, wenn auch versehen mit guten Manieren, die Italiener als höflich und nett, aber eifersüchtig und untreu, die Spanier als klug, aber hochmütig etc.⁴. Die Deutschen selbst sahen sich als aufrichtig und arbeitsam, ihr Laster war aber eben der Trunk.

Solche dem Nationalcharakter geltende Zuschreibungen waren alt, ließen sich kaum widerlegen und blieben über lange Zeiträume stabil: Sie bestimmten die politische Kultur kleiner und großer Milieus und Gemeinwesen, weil sie schnelle Einschätzungen und dementsprechendes Verhalten ermög-

1 Vgl. Wolfgang Schmale, *Geschichte Europas*, Wien u. a. 2000; Winfried Schulze, *Europa in der Frühen Neuzeit – Begriffsgeschichtliche Befunde*, in: Heinz Duchhardt u. Andreas Kunz (Hrsg.), »Europäische Geschichte« als historiographisches Problem, Mainz 1997, S. 35–65.

2 Vgl. Michael Maurer, *Europäische Geschichte*, in: ders. (Hrsg.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften 2: Räume*, Stuttgart 2001, S. 99–197, hier S. 102 ff.; Schmale (wie Anm. 1), S. 51–56.

3 Marie-Louise Plessen, *Völkertafel*, in: dies. (Hrsg.), *Idee Europa. Entwürfe zum »Ewigen Frieden«*, Berlin 2003, S. 155 f.

4 Art. *Europa*, in: Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste* 8, Leipzig 1734, S. 2192–2196.

lichten. Es verwundert nicht, dass die im Lichte solcher Vorverständnisse gewichteten Erfahrungen meist die eigenen Vorurteile bestätigten⁵. Dies gilt gleichermaßen für junge Adlige auf der Kavaliertour, für Studenten auf ihrer peregrinatio academica, für Künstler, die zu den Meistern ihres Faches zogen, für Kaufleute und für Diplomaten, die in entfernten Ländern ihren Pflichten nachgingen. Doch auch der gemeine Mann zog in die Fremde: Handwerksgesellen auf der Walz, Söldner in oder auf der Suche nach Kriegsdiensten, Pilger und Wallfahrer, Matrosen, Fuhrleute, Saisonarbeiter und viele andere. »Fremdes« vermittelte zudem das fahrende Volk der Schausteller, Zahnbrecher oder Wanderhändler. Sie alle überquerten Grenzen, kehrten zurück und erzählten von ihren Wahrnehmungen. Die Verhältnisse im europäischen Raum waren im 17. Jahrhundert »erfahrbar« – höchst konkret und auch im übertragenen Sinne. Die so gewonnenen Anregungen und Fertigkeiten bereicherten die eigenen.

Auch die Glaubensflüchtlinge, die häufig dauerhaft blieben, sorgten mit ihrem Wissen und ihren Techniken für neue Erwerbsmöglichkeiten, waren aber auch Konkurrenten der einheimischen Gewerbetreibenden. Deswegen wurden sie von den einen hofiert, von den anderen abgelehnt⁶. Ihr Beispiel zeigt, wie schnell Mitleid in Ressentiments umschlagen konnte. Die massenhafte Ansiedlung der Hugenotten stieß aufgrund der ihnen gewährten Privilegien vielfach auf Ablehnung: Die Einheimischen waren neidisch, die staatliche Propaganda sprach von großen Erfolgen. Noch nach mehr als einem Jahrhundert wurden die sogenannten Deutschfranzosen beargwöhnt. Ihren Nachbarn waren sie fremd geblieben, denn sie besaßen ihre eigene Sprache, ihre eigene Kirche und auch ihre eigene Gemeindeverwaltung – all dies hatte man ihnen bei der Einwanderung garantiert und all dies behinderte später ihre Integration. Hinzu kamen die äußeren Umstände. Die Hugenotten wanderten im Zeichen erbitterter deutsch-französischer Kriege ein⁷. Viele Flugschriften schalten die Franzosen Erbfeinde. Diese im 16. Jahrhundert in Anlehnung an den türkischen Erbfeind entstandene Vorstellung hatte sich in den Köpfen der Leute festgesetzt und König Ludwig XIV. und seine Armeen schienen diese Zuschreibung bestätigen zu wollen⁸.

Die untereinander rivalisierende und sich trotz vieler interner Kriege langsam formierende »Wir-Gemeinschaft« Europa blieb im 17. Jahrhundert ein vielgestaltiges, gelehrtes Postulat, eine homogenisierende Zusammenfassung mit flexiblen geographisch-kulturellen Grenzen. Nach Peter Burke wurde Europa in seiner heutigen Bedeutung erst im 18. Jahrhundert erfunden⁹, und auch danach gab es noch reichlich anti-europäisches Denken¹⁰. Rahmungen wie »Europa« oder die »Christenheit« mobilisierten allenfalls gegen Türken, Tataren oder Russen oder dienten der Abgrenzung gegenüber den anderen, als unterlegen betrachteten Erdteilen. Jede übergreifende europäische Identitätskonstruktion brach sich jedoch an den tatsächlichen oder vermeintlichen nationalen Differenzen. Dies ist heute nicht unbedingt anders, doch Europa hat gelernt, zugleich national und multikulturell sein zu wollen.

5 Vgl. Antoni Maćzak, *The Traveller's View: Perceptions of Europe in the 16th and 17th Centuries*, in: Duchhardt u. Kunz (wie Anm. 1), S. 67–86.

6 Vgl. Klaus J. Bade u. a. (Hrsg.), *Enzyklopädie. Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn 2007.

7 Vgl. zusammenfassend Barbara Dölemeyer, *Die Hugenotten*, Stuttgart 2006.

8 Vgl. Franz Bosbach, *Der französische Erbfeind. Zu einem deutschen Feindbild im Zeitalter Ludwigs XIV.*, in: ders. (Hrsg.), *Feindbilder*, Köln u. a. 1992, S. 117–139; Georg Schmidt, *Geschichte des Alten Reiches. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495–1806*, München 1999, besonders S. 216–227.

9 Peter Burke, *Did Europe exist before 1700?*, in: *History of European Ideas* 1 (1980), S. 21–29.

10 Wolfgang Burgdorf, *»Chimäre Europa«. Antieuropäische Diskurse in Deutschland (1648–1999)*, Bochum 1999.

Die Geschichte bietet keine Antwort auf die Frage, ob die Türkei, die Ukraine und Russland politisch und kulturell zu Europa gehören. Ihre sogenannten Lehren werden in der jeweiligen Gegenwart generiert und formuliert. Dies gilt unabhängig vom Vetorecht der Quellen¹¹ und der Verpflichtung zur Objektivität als regulative Idee der historischen (Re)Konstruktion. Wer die Erweiterung der Europäischen Union befürwortet, findet ebenso passende Argumente wie derjenige, der dies für eine Überforderung hält: Letzterer kann auf den Kampf des antiken Griechenlands gegen Asien oder auf den späteren Papst Enea Silvio Piccolomini verweisen, der 1454 für »Europa« ein »Wir-Gefühl« reklamierte und zum Türkenkreuzzug aufrief, weil die Christenheit nun »in Europa, also in unserem Vaterland, in unserem eigenen Haus, an unserem eigenen Wohnsitz aufs Schwerste getroffen« worden sei¹². Die vielen Kriege gegen die Türken, die sogenannten Erbfeinde der Christenheit, sind unvergessen, weil an sie erinnert wird¹³. Die Befürworter des türkischen EU-Beitritts machen dagegen geltend, dass schon die Griechen und Römer Europa und Asien verbanden und in der Frühen Neuzeit Griechenland, die Wiege Europas, und der Balkan lange türkisch geprägt waren. Gerade die Türken gewährten zudem in Glaubensfragen häufig die Freiheit, die Europa heute zu seinem Exportartikel macht. Dennoch waren sie der Katalysator, der all jene Abwehrgefühle beflügelte, die noch am ehesten als Bewusstsein einer europäischen Einheit interpretiert werden können. Seit sie 1453 Konstantinopel erobert hatten, galten sie als das letzte und gewichtigste Argument, um die christlich-europäischen Herrscher und Staaten zu Eintracht und Einigkeit aufzurufen¹⁴. Dann häuften sich vor allem in Deutschland, im christlich gebliebenen Ungarn und in Polen nicht nur Türkengebete, Türkengeläut und Türkensteuern, sondern auch die sogenannten Türkendrucke, die in vielen Sprachen die Christen zum Kampf gegen den Erbfeind christlichen Glaubens aufriefen.

Die Appelle wurden jedoch innerhalb des christlichen Europa nicht selten überhört oder für die internen Konflikte funktionalisiert. Rivalität und Kriege zwischen den Staaten und den herrschenden Dynastien zählten zu den alltäglichen Erfahrungen¹⁵. Überstaatliche, überkonfessionelle und übernationale Bündnisse dienten nicht nur dazu, die innereuropäischen Konflikte zu überbrücken, sondern sollten natürlich auch die eigene Position stärken. Streit, Konflikte und Kriege gehörten zu den alltäglichen Erfahrungen und Wahrnehmungen. Gemeinsamkeiten und Feindschaften überlagerten und kreuzten sich allerdings. Daher ließen sich nie alle Feindseligkeiten auf eine einzige, etwa die konfessionelle oder die dynastische Konfrontation konzentrieren.

Die vorgeblich Identität stiftenden Grundlagen Europas¹⁶ galten demnach stets nur für einen Teil des Kontinents:

11 Reinhart Koselleck, *Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt*, in: ders., *Vergangene Zukunft*, Frankfurt/Main 4/1985, S. 176–207, hier S. 206.

12 Zitiert nach Peter Segl, *Europas Grundlegung im Mittelalter*, in: ders. u. Jörg A. Schlumberger (Hrsg.), *Europa – aber was ist das? Aspekte seiner Identität in interdisziplinärer Sicht*, Köln u. a. 1994, S. 21–43, hier S. 40.

13 Caspar Hirschi, *Boden der Christenheit und Quellen der Männlichkeit. Humanistische Konstruktionen Europas am Beispiel von Enea Silvio Piccolomini und Sebastian Münster*, in: Jürgen Elvert u. a. (Hrsg.), *Leitbild Europa. Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit*, Stuttgart 2009, S. 46–66.

14 Josef Köstlbauer, *Europa und die Osmanen – Der identitätsstiftende »Andere«*, in: Wolfgang Schmale u. a., *Studien zur europäischen Identität im 17. Jahrhundert*, Bochum 2004, S. 45–71.

15 Frank Matthias Kammel, *Gefährliche Heiden und gezähmte Exoten: Bemerkungen zum europäischen Türkenbild im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, in: Ronald G. Asch u. a. (Hrsg.), *Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit. Die europäische Staatenordnung und die außereuropäische Welt*, München 2001, S. 503–525.

16 Segl (wie Anm. 12); Martin Wrede, *Europa als plurale Einheit: Grundsignaturen des Kontinents*, in *Enzyklopädie der Neuzeit* 3 (2006), Sp. 600–608.

1. Das Christentum: Im 16. Jahrhundert beendete die Reformation Martin Luthers die fundamentale Einheit des papst-christlichen abendländischen Europa zugunsten von drei, mit den Anglikanern vier Konfessionen, die sich in intensiven und langwierigen Kriegen bekämpften. Die Überwindung dieser Konfessionskonflikte mag eine gemeinsame europäische Erfahrung sein¹⁷, doch sie erfolgte langsam und erst nach 1648.
2. Das Heilige Römische Reich: Das auf Kaiser und Papst bezogene Reich war als abendländisches Europa eine ideelle Größe. Die einzelnen Königreiche und Republiken hatten sich zu autonomen Staaten entwickelt, die gemäß ihrer Staatsräson agierten. Die Einheit von Papst und Kaiser wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sogar zum Auslöser neuer Konflikte, weil Frankreich wie die deutschen Protestanten den Habsburgern zur Durchsetzung der Universalmonarchie ein Bündnis mit dem Papst unterstellte.
3. Ständische Hierarchie und dynastische Herrschaft: Die sozio-ökonomischen Verhältnisse waren in Europa weitgehend einheitlich. Ausnahmen bildeten jedoch die freien Republiken wie die Niederlande, die Schweiz oder die autonomen Kommunen. Zudem hatte sich auch in vielen anderen Gebieten die dynastische Herrschaft zu gemischten Verfassungen bzw. zu limitierten Monarchien relativiert.
4. Das römische Recht: Es galt vor allem in den romanischen Ländern, in anderen Gebieten aber nicht oder nur subsidiär. Tatsächlich existierte in Europa eine Fülle unterschiedlicher Rechtssysteme nebeneinander¹⁸.
5. Das antike Erbe und die zivilisatorische Überlegenheit: Diese Vorstellung einte nach außen. Sie verfestigte sich gegenüber Amerika und Afrika sowie in Abgrenzung von Asien mit seinen despotischen Herrschern und Großreichen, bewirkte aber innerhalb des Kontinents keine Vereinheitlichung.
6. Die Universitäten und die Gelehrtenrepublik: Diese Konstruktion einer übergreifend-gemeinsamen Tradierung und Generierung von Wissen verweist auf Tochtergründungen, Studentenströme und die transnationale Kommunikation der Gelehrten in lateinischer Sprache. Die Inhalte zeigen allerdings – und dies ist entscheidend – eine gemeinsame europäische Position nur hinsichtlich des tradierten antiken und christlichen Erbes. Ansonsten dominieren national-kulturelle Besonderheiten.

Das Ergebnis dieses kurzen Überblicks ist eindeutig: Europa ist im 17. Jahrhundert kein Raum gemeinsamen Denkens und koordinierten Handelns. Wer sich auf Europa berief, bemühte eine seit der Antike bekannte, höchst vage Einheitsvorstellung, um Solidarität über die ausdifferenzierten Herrschaftsbereiche und Staaten hinweg zu erzeugen. Das Heilige Römische Reich war als ein solches der deutschen Nation im eigentlichen Sinne kein Reich, denn es integrierte lediglich die deutschen Lande.

2. Die Idee der Freiheit

Im Europa des 17. Jahrhunderts wurden viele Sprachen und unzählige Dialekte gesprochen und es gab eine unübersehbare Fülle von Sitten, Gebräuchen und Rechten, die sich manchmal von Ort zu Ort grundlegend unterschieden. Eine Einheit darüber existierte nur auf dem Papier oder einer Leinwand.

Der Mythos der von Zeus als Stier entführten Europa war bekannt und wurde auch hin und wieder thematisiert. Weibliche Europadarstellungen auf dem Stier¹⁹, als leidende Frau²⁰ oder als die Erdteile

¹⁷ Maurer (wie Anm. 2), S. 129.

¹⁸ Schmale (wie Anm. 1), S. 194–203.

¹⁹ Vgl. Anna Czarnocka-Crouillère, *Europa*, in: *Idee Europa* (wie Anm. 3), S. 120.

beherrschende Königin²¹ zeigen, dass Europa vor allem dazu diente, die autonomen Staaten etwa als christliche Republik mit Rom als Zentrum²² zu rahmen. Die personifizierte Europa demonstriert in erster Linie die Überlegenheit des eigenen Kontinents über andere Erdteile²³. Sie veranschaulicht aber auch das staatliche Nebeneinander. So werden gerade vor und um 1600 die Länder Europas gerne in Gestalt einer Jungfrau bzw. einer Braut abgebildet²⁴. Sie ist mit kaiserlichen Attributen wie Szepter, Krone und Reichsapfel versehen. Wer diese Braut heimführt, beherrscht Europa²⁵. Dies müssen nicht zwingend die Habsburger sein. Dennoch erscheint Spanien in vielen Darstellungen als Haupt, Böhmen bzw. Deutschland als Herz. In der Regierungszeit Kaiser Rudolfs II. wurde dieses Europa sogar zu einem konkreten politischen Programm. Das Reichsoberhaupt war lange mit der spanischen Infantin Isabella Clara Eugenia verlobt und besaß dadurch die Aussicht, nicht nur das spanische Weltreich, sondern auch das Königreich Frankreich zu erben²⁶. Das Sinnbild hätte Realität werden können: Die Braut konnte den Kaiser zum Herrn Europas machen.

Die Hochzeit zwischen Rudolph II. und Isabella kam aber nicht zustande. Europa blieb plural, ein Gewirr von Staaten und Herrschaftsbereichen. Heutige Geschichtskarten zeigen viele Grenzen und einheitlich eingefärbte Staaten. In der Mitte Europas befindet sich das Heilige Römische Reich deutscher Nation, das im Unterschied zu den anderen Ländern wiederum in vielen bunten Farben schillert. Es ist jedoch eine Frage der Perspektive, ob das Reich in unzählige Staaten und Herrschaften zerfällt, oder ob es diese vereinigt. Wie die europäische Einheit hat auch die des Reiches in der Vielheit viele Gesichter. Die zeitgenössischen Karten Europas²⁷ bilden jedoch nur höchst selten politische Grenzen ab. Dies heißt nicht, dass es sie nicht gegeben hätte, oder dass sie nicht wahrgenommen worden wären. Der Grund für ihr Fehlen ist ganz anderer Natur: Der Stich von Karten war sehr teuer und Grenzen konnten sich schnell verändern. Sie wurden daher allenfalls manuell in das Kartenbild eingefügt.

Angesichts der vielen Grenzen und ständiger Kriege beschäftigte die Gelehrten zwangsläufig die Frage, wie der Frieden auf dem Kontinent zu erreichen und dauerhaft zu sichern sei. Die einen plädierten für eine Universalmonarchie, die anderen dagegen. Beispielsweise empfahl der italienische Dominikaner Tommaso Campanella 1620 in seiner Schrift *Von der Spanischen Monarchy*, die Weltherrschaft dem

20 *Europa Querula Et Vulnerata*, 1631. Vgl. Silvia Serena Tschopp, *Gegenwärtige Abwesenheit. Europa als politisches Denkmodell im 17. Jahrhundert?*, in: Klaus Bußmann u. Elke Anna Werner (Hrsg.), *Europa im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder*, Stuttgart 2004, S. 25–36, hier S. 33 ff. Tschopp sieht in der Europa allerdings eine Darstellung des Reichs – deswegen der Titel ihres Aufsatzes. Das Blatt gedruckt: ebd., S. 34. Vgl. auch Elke Anna Werner, *Peter Paul Rubens und der Mythos des christlichen Europa*, in: ebd., S. 303–321, hier S. 312 ff.

21 Sabine Poeschel, *Europa – Herrscherin der Welt? Die Erdteil-Allegorie im 17. Jahrhundert*, in: Bußmann u. Werner (wie Anm. 20), S. 269–287; Werner, *Rubens* (wie Anm. 20), S. 312.

22 Wolfgang Schmale, *Europäische Identität und Europaikonografie im 17. Jahrhundert*, in: ders. (wie Anm. 14), S. 73–115.

23 Poeschel (wie Anm. 21); Margret Kampmeyer-Käding, *Europa*, in: *Idee Europa* (wie Anm. 3), S. 106; dies., *Europa empfängt [...]*, in: ebd., S. 135.

24 Wolfgang Schmale, *Europa. Braut der Fürsten. Die politische Relevanz des Europamythos im 17. Jahrhundert*, in: Bußmann u. Werner (wie Anm. 20), S. 241–267. Vgl. auch Hirschi (wie Anm. 13), S. 55–65.

25 Rolf Felbinger, »Europe, belle Europe, objet de mon amour...«. *Überlegungen zum frühneuzeitlichen Prozess einer europäischen Identitätsbildung zwischen staatspluralistischem und universalmonarchischem Denken*, in: Schmale (wie Anm. 14), S. 21–43, besonders S. 34 ff.

26 Margret Kampmeyer-Käding, *Europa in Frauengestalt*, in: *Idee Europa* (wie Anm. 3), S. 114.

27 Vgl. die gedruckten Beispiele, in: ebd., S. 105, 136, 144.

ohnehin mächtigsten christlichen Herrscher, dem spanischen König, zu übertragen²⁸. Sein Vorschlag stieß bei den Autoren auf Unverständnis, die in der Universalmonarchie ein Völkerjoch sahen und sie als asiatische Regierungsweise ablehnten. Deswegen wurde versucht, die europäische Staatenpluralität nicht zu überwinden, sondern neu zu organisieren. Eines der bekanntesten Projekte entwarf der französische Herzog Maximilien Duc de Sully. Er schlug die Bildung von fünfzehn Staaten vor, die sich als etwa gleich große Mächte gegenseitig in der Balance halten sollten. Sein *Grand Dessein* zählte 1632 auch Länder wie Russland oder die türkischen Teile Ungarns zu Europa, die erst nach Konversion oder Eroberung zu dieser christlichen Republik gehören konnten. Griechenland rechnete Sully hingegen zum osmanischen Reich²⁹. Er orientierte sich an den französischen Interessen und forderte, die habsburgische Macht auf Spanien zu begrenzen³⁰. Eine französische Flugschrift hatte 1631 König Ludwig XIII. wegen seines Kampfes gegen die habsburgische Vorherrschaft »Liberator Christianitatis« genannt³¹. In die gleiche Richtung zielte auch Bogislaw von Chemnitz. Er empfahl 1640 unter dem Pseudonym Hippolithus a Lapide, die Habsburger aus dem Reich zu vertreiben, weil sie es sonst dauerhaft beherrschen würden³². Das seit 1635 erscheinende *Theatrum Europaeum* imaginierte hingegen von vornherein die Nicht-Einheit des Kontinents, denn es fasste Europa als Schauplatz des Mit- und Gegeneinanders von Staaten auf³³. Das Journal bestätigt, dass es im 17. Jahrhundert feste staatliche und nationale Zuordnungen gab. Diese verbanden sich mit kulturellen Zuschreibungen wie Konfessionen und Sprachen, so dass auch in der transnationalen Kommunikation Latein nicht mehr unangefochten dominierte.

Die europäische Diversität wirkt ernüchternd, doch sie spiegelt das, was diesen Erdteil bis heute auszeichnet: Vielgestaltigkeit und Rivalität, Wettbewerb und Freiheit. Die Nicht-Einheit hat Europa in der Frühen Neuzeit einerseits eine lange Reihe von Kriegen beschert, es aber andererseits an die Spitze der Kontinente geführt. Wenn es eine Idee oder Gemeinsamkeit gab, die zwar nicht ganz Europa teilte, doch die fast überall in Anspruch genommen wurde, dann war es die Vorstellung von Freiheit³⁴. Die Abstraktionsebene einer transnational mit anderen geteilten Freiheit erreichte der zeitgenössische Diskurs allerdings nur in Ausnahmesituationen – etwa wenn es galt, eine drohende Vorherrschaft zu verhindern. Normalerweise wurde die Freiheit national konnotiert und abgrenzend funktionalisiert.

Die Idee der politischen Freiheit war in der kleinräumigen griechischen Poliswelt als Grundlage der politischen Partizipation des Bürgers entstanden. Sie wurde, so die gängige Narrative, in Rom unter den Bedingungen eines mächtigen Großreiches zur Libertas transformiert, der Freiheit und Unabhängigkeit von fremdem Zwang, und in den spätmittelalterlichen italienischen Stadtrepubliken endgültig zur Freiheit des sich selbst regierenden Gemeinwesens umgeschmolzen. Von dort trat sie ihren Siegeszug in die Niederlande und nach England an, bevor die Freiheit in der Amerikanischen und der Französischen Revolution

28 Peer Schmidt, *Spanische Universalmonarchie oder »teutsche Libertet«*. *Das spanische Imperium in der Propaganda des Dreißigjährigen Krieges*, Stuttgart 2001, besonders S. 131–136.

29 Kartographische Umsetzung des Sully-Plans: Schmale (wie Anm. 1), S. 84.

30 Kurt von Raumer, *Sully, Crucé und das Problem des Ewigen Friedens*, in: *Historische Zs* 175 (1953), S. 1–39; Anja Victorine Hartmann, *Rêveurs de Paix? Friedenspläne bei Crucé, Richelieu und Sully*, Hamburg 1995, besonders S. 90–96.

31 Schmale (wie Anm. 22), S. 110.

32 Vgl. Schmidt (wie Anm. 8), S. 178f.

33 Gerd Dethlefs, *Schauplatz Europa. Das Theatrum Europaeum des Matthaeus Merian als Medium kritischer Öffentlichkeit*, in: Bußmann u. Werner (wie Anm. 20), S. 149–179.

34 Georg Schmidt u. a. (Hrsg.), *Kollektive Freiheitsvorstellungen im frühneuzeitlichen Europa (1400–1850)*, Frankfurt / M. 2006.

zur vollen Entfaltung kam. Neuere Forschungen zeigen zudem, wie sehr die Idee einer national distinkten Freiheit seit dem 16. Jahrhundert auch in Republiken wie der Schweiz, Venedig oder Ragusa, aber auch in Polen, Schweden, Dänemark, in Ungarn und Böhmen heimisch war und wie sie mit der eigenen politischen Kultur bzw. mit der staatlichen Unabhängigkeit in Verbindung gebracht wurde. Dies gilt ebenso für das Reich, in dem das Schlagwort von der »deutschen Freiheit« zum wichtigen Abgrenzungskriterium gegenüber Frankreich wurde. Doch selbst im absolutistisch regierten Frankreich – aus deutscher Sicht neben den türkisch besetzten und den russischen Gebieten der Hort der Unfreiheit in Europa – wurde Freiheit für das eigene Gesellschaftssystem reklamiert: nicht die politische Freiheit der Selbstregierung, wohl aber die »bürgerliche« Freiheit des privaten Handlungsspielraums, die ein starker König garantiert, unter dem die Untertanen und Bürger in Freiheit ihren Geschäften ohne Angst vor Übergriffen anderer nachgehen können. Von hier weist ein direkter Weg zu den Menschenrechten, wie sie zu Beginn der Französischen Revolution proklamiert wurden³⁵.

Furore machte im frühneuzeitlichen Europa allerdings eher die altrepublikanische Freiheitsvorstellung der Selbstregierung: Die Bürger waren keiner fremden Macht, auch nicht dem eigenen Herrscher, sondern nur den (selbstgegebenen) Gesetzen unterworfen³⁶. Dieser idealtypische Entwurf galt auch in den limitierten Monarchien, wie in England oder dem Reich, denn hier regierte der König im Unterschied zu Frankreich nicht ohne Kontrolle und Mitbestimmung. Die entscheidende Frage – zumindest aus heutiger Sicht – ist allerdings, wer Staatsbürger war und mitbestimmen konnte: Im Reich waren dies letztlich nur die Reichsstände.

Die Vorstellungen und die Ausprägungen von Freiheit haben Europa zu dem gemacht, was es heute ist. Eine englische Flugschrift kennzeichnet 1681 die politische Grundstruktur Europas seit der Antike als Freiheit. Diese sei zwar bei der Entstehung der nationalen Königreiche teilweise verloren gegangen, doch die freiheitsliebenden Europäer kämpften für deren Wiedererlangung. Ihr Freiheitsdrang unterscheide sie von allen anderen Völkern der Erde. In Europa sei es auf Dauer unmöglich, tyrannisch gegen das individuelle und kollektive Freiheitsstreben der Menschen zu regieren³⁷. Diese englische Freiheitsbeschwörung richtete sich konkret gegen Ludwig XIV. von Frankreich, spiegelt aber auch die eigenen Überlegenheitsvorstellungen. Europa, das war der freiheitliche moderne Gesellschaftszustand, während der Rest der Welt auf dem Status des Naturzustandes verharrte, wo Gewalt das Leben bestimmte.

Doch obwohl in Europa die dynastische Herrschaft limitiert und an eine staatliche Ordnung rückgebunden wurde, lagen die souveränen Staaten nicht friedlich nebeneinander, sondern konkurrierten um Gebiete und Einflusszonen und führten immer wieder Kriege gegeneinander. Da jedoch alle Konzepte einer irdischen Universalmonarchie und eines europäischen Staaten-Staates auf Ablehnung stießen, gab es in Europa über den souveränen Staaten oder Herrschern nur Gott. Die Staaten mussten daher lernen, Streit und Konflikte friedlich, durch Verhandlungen und Verträge zu regulieren. Europa entwickelte deswegen Strategien, um Frieden auszuhandeln: Kongresse, Verträge und Völkerrecht sorgten für eine übergreifende Rechtsgemeinschaft in Krieg und Frieden. Wenn zeitgenössische Texte eine personifizierte Europa zu Wort kommen ließen, dann mahnte sie ihre Söhne, die Staaten, zum Frieden³⁸. Viele Texte

35 Georg Schmidt, Art. *Freiheit*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* 3 (2006), Sp. 1146–1164.

36 Quentin Skinner, *Liberty before Liberalism*, Cambridge u. a. 1998.

37 Felbinger (wie Anm. 25), S. 39f.

38 Georg Schmidt, *Das Reich und Europa in deutschsprachigen Flugschriften. Überlegungen zur rasonierenden Öffentlichkeit und politischen Kultur im 17. Jahrhundert*, in: Bußmann u. Werner (wie Anm. 20), S. 119–148.

beschwören die rechtliche Hege der Konflikte, die Nichteinmischung in fremde Kriege oder die sich in limitierter Herrschaft äußernde Freiheit als strukturelle Gemeinsamkeit. Europa ging – so die klassische Formulierung Friedrich Schillers – »ununterdrückt und frei« aus dem Dreißigjährigen Krieg hervor, in dem es »sich zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte«³⁹. Je besser die staatliche Pluralität organisiert wurde, desto mehr verblasste der Wunsch nach einer Universalmonarchie. Doch die Angst blieb. Deswegen hatte der Westfälische Friede die gemischte Verfassung und eine limitierte Monarchie im Reichs-Staat festgeschrieben. Dies war eine wichtige Grundlage, auf der sich die souveränen Staaten der Christenheit nebeneinander entwickeln konnten.

Damit schließt sich der Kreis. Die freiheitlich-plurale Organisation der politischen Steuerung in Europa basierte auf im Einzelnen unterschiedlich organisierten Staaten – Republiken, begrenzten und zusammengesetzten Monarchien, absoluten oder despotischen Herrschaftsformen –, die in wechselnden Koalitionen das Entstehen eines Großreiches und einer Universalmonarchie blockierten. Ins Auge springen allerdings die vielen Revolten, Staaten- und Bürgerkriege des 17. Jahrhunderts, die den Kampf um eine freiheitliche Grundordnung zum Ausdruck bringen. Historiker haben daraus das Deutungsmuster einer »allgemeinen Krise des 17. Jahrhunderts« entwickelt⁴⁰. Die meisten Unruhen lassen sich als Freiheitskämpfe deuten: gegen die spanische Unterdrückung in den Niederlanden und andernorts, gegen den habsburgischen Absolutismus in Böhmen und Deutschland. In England suchte das Land seine Freiheit vom Hof, in Frankreich rebellierte der Adel gegen die absolute Gewalt des Königs. Schweden, Dänen und Franzosen kämpften demnach im Dreißigjährigen Krieg nicht nur für ihre Interessen, sondern auch gegen das drohende Joch einer Universalmonarchie und für ein freies Staaten-Europa.

Die vielen Kriege innerhalb der Staaten und zwischen ihnen halfen, dass Europa seine Grundstruktur des Nebeneinanders bewahrte, die sich mit der Zeit zu einem höchst fragilen und komplexen Staatensystem formte. Eine Flugschrift formulierte dies 1650 wie folgt: Alle Staaten seien von den Machtansprüchen der beiden Vormächte – Habsburg und Bourbon – betroffen, so dass sie ein gemeinsames Schicksal eine. Die Fürsten und Völker müssten deswegen ihre Rechte behaupten und dafür sorgen, dass wieder gelte: »Der Koenig ist Euch ein Diener deß Rechtens die Macht und Gewalt stehet bey euch«⁴¹.

3. Das »eigene« Europa

Die naheliegende Frage, was dieses Europa für Heinrich Schütz, für sein Leben und vor allem für seine Musik bedeutet hat, muss einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben⁴². Sein Europa orientierte sich an der Musik, an Orten, die seiner Aus- und Fortbildung dienten, sowie an solchen, die seine Profession schätzten und ihn dafür bezahlten. Das Europa, das Heinrich Schütz bereiste, war mit Ausnahme

39 Friedrich Schiller, *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, in: ders., *Sämtliche Werke* (hrsg. v. Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert) 4: *Historische Schriften*, München 7/1988, S. 363–745, das Zitat S. 366.

40 Vgl. zusammenfassend Geoffrey Parker u. Lesley M. Smith (Hrsg.), *The General Crisis of the Seventeenth Century*, London u. a. 1978; Helmut G. Koenigsberger, *Die Krise des 17. Jahrhunderts*, in: *Zs für Historische Forschung* 9 (1982), S. 143–165.

41 Rolf Felbinger, *Quellenautopsie »Anonym [ca. 1650] Zustände«*, in: *Europabegriffe und Europavorstellungen im 17. Jahrhundert*. www.univie.ac.at/igl.geschichte/europaquellen/quellen/17/anonym1650-zustande.htm (letzter Zugriff 13. 2. 2012).

42 Vgl. vorerst Martin Gregor-Dellin, *Heinrich Schütz. Sein Leben, sein Werk, seine Zeit*, Berlin 1985; HS-WdF; Otto Brodke, *Heinrich Schütz. Weg und Werk*, Berlin 1985 (Erstausgabe Kassel u. a. 1972).

Venedigs ein deutsch und protestantisch geprägtes. England, Frankreich und Spanien hat er nie besucht, Polen und das Baltikum ebensowenig. Ein Aufenthalt in Amsterdam ist nicht sicher belegt. Schütz war Lutheraner und lebte in kriegerischen Zeiten zunächst im reformierten Kassel und dann vorwiegend im lutherischen Dresden. Dieses konfessionelle Spannungsfeld hat sein Leben und sein Europabild ebenso geprägt wie die Konflikte im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges und dieser selbst.

Das Luthertum hat den Wirkungskreis dieses Musikers bestimmt, obwohl der reformiert-calvinistische Landgraf Moritz von Hessen-Kassel Schütz am Beginn seiner Karriere entscheidend förderte und ihm auch den ersten Venedigaufenthalt bei Giovanni Gabrieli ermöglichte. In Venedig konnte er vergleichsweise unbehelligt seinen lutherischen Glauben leben. Über seine außermusikalischen Erfahrungen mit und in der Lagunenstadt ist wenig bekannt. 1613 kehrte Schütz nach Kassel zurück, seit 1615 stand er in Diensten des lutherischen und kaisertreuen Kurfürsten von Sachsen, der im Vorfeld und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges einen anderen Kurs als Landgraf Moritz steuerte. Für diejenigen, die über beherrschte Fähigkeiten verfügten, besaß auch der angebliche »Konfessionsfundamentalismus«⁴³ Freiräume.

Die Musik öffnete Schütz den Zugang zu den höfischen Gesellschaften Mitteldeutschlands – schon in seinen Dresdner Anfangsjahren wirkte er auch im reußischen Gera⁴⁴. Der sich an den mitteldeutschen Höfen formierende, vor allem kulturell inszenierte Widerstand gegen die rekatholisierenden und universalmonarchischen Bestrebungen Kaiser Ferdinands II. gruppierte sich um die in Weimar gegründete *Fruchtbringende Gesellschaft*. Sie wollte den lutherischen und reformierten höfischen Adel im Geiste der deutschen Sprache und einer nationalen Kultur verbinden. Indem die Fruchtbringer nationales Gedankengut beförderten und die Idee der »deutschen Freiheit« aufgriffen, widersetzten sie sich dem drohenden katholischen Universalismus und politischen Despotismus der Habsburger⁴⁵. Schütz selbst war als Nichtadeltiger zwar kein Mitglied, doch er stand vielen von ihnen nahe, die seine Musik rühmten. Er schrieb die Trauermusik für Heinrich Posthumus von Reuß und arbeitete mit Martin Opitz auf der Suche nach komponierfähigen deutschen Texten zusammen, die er ansonsten selber dichten musste⁴⁶.

Beim Kurfürstentag in Mühlhausen konnte Schütz 1627 die Uneinigkeit im Reich hautnah erleben, denn er sorgte für die musikalische Ausgestaltung. Da die Mitglieder der Dresdner Hofkapelle zudem bald nur noch unregelmäßig bezahlt wurden, bat Schütz im Frühjahr 1628 um Urlaub, um sich in Venedig fortzubilden. Er blieb etwa ein Jahr. Seine lange Anreise könnte darauf hindeuten, dass ihn das Kriegsgeschehen einholte. Als er nach Dresden zurückkehrte, begann dort der Krieg, den man bisher mehr aus der Ferne beobachtet hatte, Spuren zu hinterlassen. Die Hofkapelle konnte nur noch unregelmäßig bezahlt werden und verlor wichtige Mitglieder. Schütz bat im Februar 1633 erneut um Urlaub – diesmal nach Niedersachsen und Dänemark, wo er die Hochzeitsfeierlichkeiten des Kronprinzen mit der sächsischen Kurfürstentochter vorbereiten sollte⁴⁷. Er traf im Dezember 1633 in Kopenhagen ein, einem der reichsten Höfe Europas, den er erst im Frühjahr 1635 wieder verließ.

43 Heinz Schilling, *Gab es um 1600 in Europa einen Konfessionsfundamentalismus? Die Geburt des internationalen Systems in der Krise des konfessionellen Zeitalters*, in: Jb des Historischen Kollegs 2005, S. 69–93.

44 Ingeborg Stein, *Ausländische Palmfrüchte oder heimischer Roggen? Reußischer Erntesegen gesiebt und gesichtet – Heinrich Posthumus Reuß, Heinrich Schütz und die Fruchtbringer*, in: Klaus Manger (Hrsg.), *Die Fruchtbringer – eine Teutschhertzige Gesellschaft*, Heidelberg 2001, S. 123–154, hier S. 129 f.

45 Georg Schmidt, *Die Anfänge der Fruchtbringenden Gesellschaft als politisch motivierte Sammlungsbewegung und höfische Akademie*, in: ebd., S. 5–37.

46 Stein (wie Anm. 44), S. 139 ff.; Brodde (wie Anm. 42), S. 103.

47 Ebd., S. 134.

Nun erfasste der Krieg Kursachsen mit voller Wucht: Der Prager Frieden scheiterte schnell, und Kursachsen, das sich mit dem Kaiser verbunden hatte, geriet bald unter massiven schwedischen Druck. Schütz schilderte die negativen Auswirkungen auf die Künste »in unserm lieben Vater-Lande/Teutscher Nation«, die auch ihn und seine Werke betrafen⁴⁸. Er erbat 1637 vergeblich neuerlichen Urlaub nach Kopenhagen. Von 1639 bis 1641 ging er für eineinhalb Jahre an den Welfenhof in Hannover und zwischen 1642 und 1644 noch einmal als Oberkapellmeister nach Kopenhagen. Diese letzte »Flucht«, eine Option, die das vielgestaltige Europa vor allem denjenigen bot, deren Fähigkeiten begehrt waren, führte Schütz aber mitten hinein in den schwedisch-dänischen Krieg. Deswegen verließ er Kopenhagen wohl schon im Mai 1644.

Angesichts der Reisewege und Aufenthaltsorte von Heinrich Schütz sind seine »Europaerfahrungen« begrenzt. Seine Fluchten konzentrieren sich auf den kulturell vom Luthertum geprägten mittel- und norddeutschen Raum, dem im 17. Jahrhundert auch Dänemark mehr oder weniger zugehörte. Allein in Venedig und auf den An- und Abreisen wurde er mit fremden Lebenswelten und dem französisch-spanischen Hegemonialkrieg konfrontiert. In der Lagunenstadt lernte er von und kooperierte mit Meistern seines Fachs. Schütz erneuerte die lutherische Kirchenmusik, indem er sie mit aktuellen italienischen Stilelementen bereicherte. Diese kongeniale Anverwandlung wird als eigenständige deutsche Musik bezeichnet, und dies lange bevor von einer distinkten deutschen Literatur oder Architektur gesprochen werden kann. Die lutherische Kirchenmusik überwand die konfessionellen Grenzen und wurde als deutsche Musik wahrgenommen. Dies war richtungweisend. Das von konfessionellen, sozialen und politischen Krisen und Kriegen erschütterte Staaten-Europa lernte mit der Zeit, die kulturelle Pluralität als produktives Nebeneinander zu schätzen und als übergreifendes Ziel eines geeinten Europas zu definieren.

48 Vgl. Schütz GBr, S. 135. Zitiert nach Stein (wie Anm. 44), S. 150.